

### Hermann Heimpel

19.9.1901 – 23.12.1988

Die Nachricht vom Tode Hermann Heimpels, der einen Tag vor Heiligabend 1988 starb, stieß bei den meisten, die ihn kannten, auf Bestürzung und Unglauben: nicht daß man bei einem weit über Achtzigjährigen von einem vorzeitig abgebrochenen Leben sprechen konnte, aber Heimpel hatte das Alter in einer Schaffensfreude gemeistert, daß eine der größten bundesrepublikanischen Tageszeitungen wenige Monate, bevor ihn die tödliche und in die Vereinsamung drängende Krankheit überfiel, nach einem Interview schreiben konnte: „Wer ihn kennt, verliert

die Angst vor dem Alter.“ Eine gewisse Jugendlichkeit hatte Heimpel auch in späteren Jahren nicht verlassen; angesichts seiner geistigen Frische scherzte ein Gratulant zum 80. Geburtstag in einer öffentlichen Adresse, man könne ihn ein Talent nennen, „das — wie man so sagt — zu den schönsten Hoffnungen berechtigt“. Zu einer Zeit, da manche sich mit Ordnungsarbeiten eines Auszüglers beschäftigen, hat Heimpel sein großes dreibändiges Werk über die „Vener von Gmünd“ verfaßt (erschienen 1982), die Geschichte des gesellschaftlichen Aufstiegs einer bürgerlichen Familie vom 12. bis 15. Jahrhundert, die schließlich „Meister Job Vener“ († 1447) stellte, einen der Hauptratgeber in königlichem und rheinisch-pfalzgräfllichem Dienst und Gegner des Nikolaus von Kues auf dem Konzil von Basel 1432. Über eine Münchner Prachthandschrift aus diesem Themenkreis, die ein Konterfei jenes Job Vener enthält, hatte Heimpel — seit 1952 korrespondierendes Mitglied unserer Akademie — 1977 vor der philosophisch-historischen Klasse referiert und eine mächtige Abhandlung (NF 81, 1977) publiziert.

Hermann Heimpel, 1901 in München geboren, war früh zu Ansehen und Ämtern gekommen. 1924 in Freiburg mit noch nicht einmal 23 Jahren von Georg von Below, dem Senior einer politisch-konservativen Geschichtsschreibung, mit einer wirtschaftshistorischen Arbeit („Das Gewerbe im mittelalterlichen Regensburg“) promoviert, 1930 bereits auf einem Lehrstuhl in Freiburg — dem seines Lehrers —, 1934 nach Leipzig berufen, ging er, dem der Begriff der Nation noch viel bedeutete, an die „Reichsuniversität Straßburg“. Die Kriegereignisse ließen ihn im Winter 1944/45 nach Göttingen gelangen, wo er zunächst als Gast, dann als ordentlicher Professor neben Percy Ernst Schramm lehrte und wirkte. Hier hatte er bis zu seiner Emeritierung 1966 seine große Zeit und seinen höchsten Bekanntheitsgrad. Der Fachhistoriker, der geschichtlich Interessierte, der Gebildete, sie alle kannten ihn, mußten ihn kennen: den Herausgeber der „Großen Deutschen“, den Rektor der Universität Göttingen und Vorsitzenden der Westdeutschen Rektorenkonferenz, den Vizepräsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, den von manchen ins Auge gefaßten Kandidaten für das Amt eines parteilosen Bundespräsidenten: „Er hätte jene Tradition origineller Geistigkeit fortsetzen können, die Theodor Heuss begründete“, lautete damals eine von nicht wenigen Pressestimmen, „schade, unendlich schade“. Als noch nicht, wie heute üblich, an der nächstgelegenen Universität studiert wurde, sondern der über die Ausbildung hinaus nach Bildung und geistiger Bereicherung strebende Schüler zum berühmten Lehrer zog, war kaum ein Katheder eines deutschen Geschichtsprofessors so umlagert wie der Hermann Heimpels. Trotz allem Lehrerfolg: Heimpel ließ sich zum frühestmög-

lichen Zeitpunkt emeritieren, um sich ganz den Aufgaben des 1956 wiederbegründeten Max-Planck-Instituts für Geschichte zu widmen, dessen erster Nachkriegsdirektor er war. Noch im Jahre seiner Emeritierung 1966 druckte Heimpel eine „Liebeserklärung an die deutsche Universität“, um wenig später den Zusammenbruch der Hochschule alten Stils erleben zu müssen: Er, der sich in der Öffentlichkeit hartnäckig für eine Läuterung, aber auch für die Beibehaltung der Humboldtschen Universität eingesetzt hatte („im Kern gesund“), war tief getroffen von der Verunglimpfung des Hochschullehrers („Unter den Talaren ...“) und sprach nun vom „unehrenhaften Beruf des Professors“.

Dem aus dem Amte scheidenden Siebzigjährigen widmeten Freunde, Schüler und Kollegen eine aus den Fugen berstende Festschrift von drei Bänden (1971), eine Huldigung, wie sie sonst nur mächtigen Kardinälen zuteil wird. In ihrer Widmung schreiben die Herausgeber, Heimpel habe „als Forscher von ebenso hoher fachlicher Kompetenz wie Originalität des Blicks und der Frage die Kenntnis und die Deutung der Geschichte des deutschen Mittelalters vertieft, in Wort und Schrift sein Nachdenken über Geschehenes und Geschichte ... auf eine unverwechselbare Weise mitgeteilt und einer breiten Öffentlichkeit nahegebracht.“

Was Heimpel sagte und schrieb, hatte häufig den Charme musischer Leichtigkeit. Was Wunder, könnte man sagen: Man spürte den passionierten Violinisten und Bratschisten, dem ein gutes Geschick Begabung und Sensibilität in die Wiege gelegt hatte. „Die halbe Violine“ (1949) zeigt es, jene Geschichte einer „Jugend in der Haupt- und Residenzstadt München“ in der Zeit um den Ersten Weltkrieg, vorgetragen in einer un-nachahmlichen packend-schwebenden Sprache, dicht am Geschehen und doch entfernt, privat-individuell und doch gemeingültig, würdig des Freud-Preises für wissenschaftliche Prosa der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, der Medaille „München leuchtet“ und des bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst.

Heimpels Bindungen an Bayern und München waren eng und reichten über das Familiäre hinaus. Da sind seine Jubiläumsvorträge: 100 Jahre Münchner Türkenschule, an deren „Eingang für Knaben“ ihn seine Mutter, wie er schreibt, am 18. September 1907 „abgeliefert“ habe, und die Hundertjahrfeier der Markus-Kirche, in der er am 16. April 1916, Palmsonntag, konfirmiert wurde, bedrängt von einer Abendmahlsangst (1. Kor. 10,29: „Denn welcher unwürdig isset und trinket, isset und trinket sich selber zum Gericht“), die Dekan Lembert, ein donnernder Abraham-a-Santa-Clara-Typ, ihm eingejagt hatte. Eng war auch das Band zu gelehrten Einrichtungen: zur Bayerischen Akademie, zur Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie, der er über ein

halbes Jahrhundert angehört hat, zur Zentraldirektion der nach München verlagerten Monumenta Germaniae Historica. Hermann Heimpel gehörte als Heidelberger Akademievertreter und als Vermittler zu Göttingen jener Zentraldirektion an, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg im September 1946 in München neu konstituierte. Der nationalsozialistische Reichsminister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hatte die alte, 1875 gegründete Zentraldirektion 1935 außer Kraft gesetzt und nach dem Führerprinzip die Monumenta Germaniae Historica in ein „Reichsinstitut für ältere deutsche Geschichtskunde“ unter einem von ihm ernannten Präsidenten ohne ein auf Wahlen beruhendes Fachgremium umstrukturiert. Das Land Bayern übernahm noch 1946 die Treuhänderschaft über die gesamtdeutschen Monumenta Germaniae Historica und ihre wieder ins Leben gerufene Zentraldirektion, und Hermann Heimpel hat wenige Jahre vor seinem Tod über die dramatischen Vorgänge dieser Zeit einen eigenen, auf seiner Korrespondenz fußenden Bericht verfaßt, der sich als Manuskript in seinem Nachlaß fand: „1946: Monumenta Germaniae und Anderes“ (vgl. die Würdigung „Hermann Heimpel und die Monumenta Germaniae Historica“ in den Göttinger Universitätsreden 87, 1989, und den Nachruf im Deutschen Archiv für Erforschung des Mittelalters 45, 1989, S. 372 ff.).

Damals, 1946, hatte ihn auch die Universität München gewünscht, doch kam der Ruf nicht zustande, denn dem Vernehmen nach wurde in dem von Alois Hundhammer geleiteten Kultusministerium, als in den Universitätsgremien sich der Beschluß abzeichnete, Hermann Heimpel vorzuschlagen, die mediävistische Professur überraschend mit einem Konkordatsvermerk versehen, so daß der Protestant Heimpel nicht berufen werden konnte. Fraglos hätte sich die Geschichtswissenschaft in München, in Bayern unter der charismatischen Suggestion Hermann Heimpels anders entwickelt, als sie es getan hat. Heimpel war frei von der Gesinnung „Extra Bavariam nulla salus“, aber man wird es ungerne Zufall nennen, wenn aus seinem Munde und aus seiner Feder unter der Überschrift „Für Bayern“ in einem Aufsatz mit der ernsthaften Leichtigkeit, die Heimpel eigen war, darauf hingewiesen wird, daß in der Freistaats hymne „Gott mit dir, du Land der Bayern“ in der ursprünglichen Form von 1858 „deutsche Erde“ gestanden habe, nicht „Heimaterde“, die seit 1952 hineingekommen sei. Es hat Heimpel gefreut, daß die Staatsregierung sich bereit fand, „Heimaterde“ gegen „deutsche Erde“ einzutauschen, so daß bayerische Kehlen jetzt singen: „Land der Bayern, deutsche Erde, Vaterland“. Heimpel repräsentierte eine Form der Geistigkeit, die mit dem Rückhalt einer oberbayerischen Bürgerkultur ins Weite strebte, sozusagen von der Residenzstadt in die freie Reichsstadt,

und Heimpel pflegte auf die Frage, wo er sich hingehörig fühle, zu antworten: die freie Reichsstadt sei jetzt seine Heimat.

Heimpels souveräne Art im Umgang mit dem Wort sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Autor ein eiserner und ständig um Verbesserung ringender Arbeiter war, geschult an diffiziler Quellenarbeit. Heimpel legte großen Wert auf solides Handwerk, und hartnäckig bis zum Drill waren seine Proseminare, die zu halten er nicht unter seiner Würde fand und aus denen eine in mehreren Auflagen vorliegende hilfreiche „Einführung in das Studium der mittelalterlichen Geschichte“ hervorgegangen ist. Im Heimpelschen „Geleitwort“ steht das Zitat: „Für die Geschichte der Neuzeit braucht man Intelligenz, für die mittelalterliche Geschichte braucht man Methode.“

Mit dem Rückhalt am unmittelbaren Textverständnis ist eine ganze Reihe von Büchern und Beiträgen entstanden: über den zaghaften Reformator Dietrich von Nieheim etwa, über Alexander von Roes, die Reformatio Sigismundi oder die Darstellungen des Spätmittelalters voll prallen Lebens. Heimpel kannte keinen Unterschied zwischen bauendem König und karrendem Knecht, und es hatte etwas Erbarmungswürdiges, wie in den letzten Jahren ein verständlicherweise nach Fortführung und Abschluß eigener Arbeiten trachtender Gelehrter — Heimpel hatte zuletzt das Basler Konzil (1431–1437) unter der Hand — sich abrackerte an Gemeinschaftsaufgaben: an der „Bibliographie zur deutschen Geschichte“ (Dahlmann-Waitz); bei den Monumenta Germaniae Historica an der Förderung der Abteilung „Staatsschriften des späteren Mittelalters“, die er mit Herbert Grundmann begründet und bis zuletzt geleitet hat; für die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie bis vor wenigen Jahren an der Herausgabe der „Reichstagsakten, Ältere Reihe“.

Was macht Heimpels Ausführungen so überzeugend und eingängig? Es ist nicht nur die Quellennähe und die kunstvolle Darbietung allein, die Direktheit und Bildhaftigkeit der Sprache: es ist die spürbare Bereitschaft des Autors zum Erleben und zum Erleiden, die fremde und die eigene Betroffenheit zu identifizieren, „den Menschen in seiner Gegenwart“ zu begreifen (wie einer seiner Essays überschrieben ist, der gleichzeitig den Titel einer Sammlung abgab). Von daher kommt die Aussagekraft seiner Orientierungen: „Europa und seine mittelalterliche Grundlegung“, „Kapitulation vor der Geschichte?“, „Über Geschichte und Geschichtswissenschaft in unserer Zeit“, um einige zu nennen. In der Betroffenheit des einzelnen wird Wesentliches deutlich, mag es ein Mensch, ein Ereignis oder eine Eigentümlichkeit sein: an dem burgundischen Landvogt Peter von Hagenbach, der nach dem Aufstand 1474 zur Rechenschaft gezogen und hingerichtet wurde, der politisch motivierte Prozeß (ein Verteidiger

im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß bediente sich dieses Falls); an dem Pfauengedicht eines Kölner Kanonikers die Weltsicht und heilsgeschichtliche Erwartung eines reichsbewußten Geistlichen des 13. Jahrhunderts; an dem Angelgerät der „Federschnur“ die rechtliche Eingeschnürtheit der unterprivilegierten spätmittelalterlichen Bauern, deren Existenznot sie zu blutiger Rebellion trieb. An einer kleinen Wesenheit Welt und Zeit sich widerspiegeln zu lassen, daran lag ihm sehr, und wenn er sich auf die Erklärungsfährte gemacht hatte, ließ er andere an seinen immer originellen Entdeckungen teilhaben, nicht nur die Fachkollegen. „... am Abend spielte mir der freundliche Zufall“, so schrieb der Schweizer Publizist und Literaturhistoriker Max Rychner (1897–1965) unter dem 25. Juli 1963 an seinen Freund Carl Jacob Burckhardt, „einen charmanten und im Gespräch einfallreichen, schlagfertigen Mann zu, einen Historiker ...: Hermann Heimpel. Einen Abend lang war er in köstlicher Form, auch mit leicht histrionischem Einschlag, was ihn kleidet. Sprach über die geschichtlichen Konstanten, die man viel zu wenig würdige neben den ewigen Umwälzungen: z.B. die Fischerei-Rechte seien von 1300 bis heute fast gleich geblieben, oder doch annähernd.“

Gegenstand und Datum des Gesprächs sind aufschlußreich: Fischerei-Rechte 1963. Damals beschäftigte sich Heimpel mit der „Federschnur, dem Wasserrecht und dem Fischrecht in der ‚Reformation Kaiser Sigismunds‘“, wie ein genau in diesem Jahr erschienener Aufsatz belegt (Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 19, 1963), und etwa gleichzeitig kam die von Heimpel intensiv betreute Monumenta-Edition der Reformatio Sigismundi Heinrich Kollers heraus. Zu Gustav Droysens Topik eingereiht müßte die von Heimpel bevorzugte Form der Darstellung eine „untersuchende“ genannt werden, die „sich uns immer dann aufdrängen (wird), wenn die Unzulänglichkeit oder Dunkelheit des historischen Materials ... es unmöglich macht“, die Dinge in ihrer Evidenz wirken zu lassen. „Was hat Heimpel ... geschrieben?“ fragte der Laudator für den Freud-Preis Ernst Schulin, als er das Werk Heimpels durchging, „Zum Beispiel eine Abhandlung über die ‚Federschnur‘. Ein ganz nebensächlicher, geradezu überspezieller historischer Sachverhalt, den er aber von Grund auf, buchstäblich vom Titelwort an, selber erarbeiten mußte. ‚Federschnur‘ mußte erst als richtige Lesung in einer Reformschrift des 15. Jahrhunderts erkannt werden, damit von da aus die spezifischen Rechte und Forderungen auf Mitfischen im fremden Wasser deutlich wurden“. Mit diesem „nebensächlichen, geradezu überspeziellen historischen Sachverhalt“ hat Heimpel den in Göttingen kurz Zwischenhalt machenden Max Rychner unterhalten: „in köstlicher Form, auch mit leicht histrionischem Einschlag, was ihn kleidet.“ Und wer Sitzungen mit

Hermann Heimpel mitgemacht hat, Vor- und Nachsitzungen, weiß von solchen manchmal fast szenisch mitgeteilten Bereicherungen: von der Sitzordnung des Basler Konzils und vom Warten der Konstanzer Konzilsväter auf König Sigismund über viele Stunden — in Kot, Hunger und Durst.

Es sei auch gern zugegeben, daß Hermann Heimpel sein Publikum brauchte und daß er, den Vulgäres abstieß, die akademische Welt in einer gewissen Einseitigkeit schätzte, wie auch die Akademien ihn schätzten: er war Mitglied fast aller deutschen Akademien (so auch der Leipziger). Aber selbst da, wo man Heimpels Wertschätzung und Meinung nicht teilte — sie war häufig in einer tief empfundenen Dankbarkeit begründet —, ging von ihm eine Menschlichkeit aus, die auch dem Widerpart Respekt und Contenance abforderte. Hermann Heimpel war eine Ausnahmeerscheinung.

Horst Fuhrmann